

JUDITH  
KERN

Der Tanz  
der Kraniche

ROMAN

Knaur Taschenbuch Verlag

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.knaur.de](http://www.knaur.de)



Originalausgabe April 2011  
Copyright © 2011 by Knaur Taschenbuch.  
Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt  
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München  
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –  
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.  
Redaktion: Dr. Gisela Menza  
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München  
Umschlagabbildung: Gettyimages / Lars Oppermann;  
FinePic®, München  
Satz: Adobe InDesign im Verlag  
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-426-50765-0

2 4 5 3 1

## Prolog

Endlich, endlich war sie wieder hier. Und endlich waren auch die Kraniche wieder zurück. Ida ließ ihren Blick über den im Morgendunst vor ihr liegenden Bodden schweifen und baute ihre Staffelei genau an der Stelle auf, an der sie zuletzt vor fünf Jahren gestanden hatte, als sie geglaubt hatte, nie glücklicher sein zu können. Aber nach allem, was passiert war, wusste sie, dass sie nie glücklicher war als jetzt.

Um diese frühe Morgenstunde war es noch ruhiger als sonst auf Hiddensee. Nur eine Möwe, die über ihr kreiste, stieß einen kurzen, spitzen Schrei aus, bevor sie Richtung Rügen davonflog und es danach wieder so still war wie zuvor.

Wie sehr sie diese Stille vermisst hatte. Wie sehr sie sich nach dieser Ruhe gesehnt hatte, wusste sie erst, seitdem sie wieder zurück war auf Hiddensee und keine in den Potsdamer Bahnhof einfahrenden Züge sie mehr aufschrecken konnten. Wie oft hatte sie in Berlin vergeblich in den Himmel geblickt, weil sie geglaubt hatte, das Trompeten der Kraniche gehört zu haben, und dabei war es nie etwas anderes gewesen als das Tuten der Züge, und wie oft hatte sie enttäuscht ihren Blick wieder gesenkt.

Und jetzt stand sie hier und wartete darauf, dass die Vögel aus ihrem Schlaf erwachten, dass sie tänzelnd und mit einem lauten Schrei den Morgen begrüßten, wie damals, als sie zuletzt hier gewesen war.

Ida streichelte sanft über ihren Bauch, und ein Lächeln huschte über ihr Gesicht. Noch immer passierte es ihr an manchen Tagen, dass sie glaubte, sich kneifen zu müssen, um zu verstehen, dass ihre Träume Wirklichkeit geworden waren, aber die Tage wurden weniger, und wenn jetzt gleich zum ersten Mal in diesem Jahr die Kraniche ihre Trompetenrufe zu ihr herüberschicken würden, dann wusste sie, dass sie tatsächlich angekommen war.

## I

Ida malte mit ihren vor Kälte rot angelaufenen Füßen Kreise ins Wasser. Wie ein Stift über weißes Papier strichen ihre Zehen über die schattige Wasseroberfläche und hinterließen dort flüchtige Spuren. Das Entenpaar, das ihr Treiben aus sicherer Entfernung misstrauisch zu beobachten schien, nahm Ida nur aus dem Augenwinkel wahr, und auch als drei Schwäne fast zeitgleich unüberhörbar im Knieper Teich landeten, hob sie kaum merklich den Kopf.

»Ida, verdammt, wo steckst du?« Die Stimme kam vom Haus, aber Ida war so mit sich selbst beschäftigt, dass sie nichts hörte. »Herrje«, Emma schüttelte verständnislos den Kopf, während sie mit polternden Schritten über den Steg zu Ida ging, »wir haben April, und in der Nacht friert es noch immer, und du hältst deine nackten Füße schon wieder ins Wasser.« Sie packte ihre jüngere Schwester an der Schulter und zog sie hoch. »Zieh die an«, sagte sie mit einer Stimme, die keinen Widerspruch duldete, und reichte ihr die Schnürstiefel, die kurz zuvor noch neben Ida gelegen hatten.

»Ich bin beschäftigt«, sagte sie ruhig und sah dabei unentschlossen auf ihre Schuhe in Emmas Hand.

Emma atmete tief durch. »Aha. Und womit, wenn man fragen darf? Mit Träumen?«

»Ich studiere die Bewegungen des Wassers. Sieh doch mal.« Sie beugte sich über den Rand des Stegs und fuhr mit ihrem

Zeigefinger durchs Wasser. »Siehst du, wie es sich kräuselt, und jetzt, pass auf, jetzt sieht es so aus, als würde es ausfransen wie die Stoffreste in Mutters Nähzimmer. Siehst du?« Sie drehte sich zu ihrer Schwester, die ihr noch immer die Schuhe hinhielt.

»Komm jetzt, Vater wartet.«

Ida seufzte leise. »Sag ihm, dass ich gleich komme. Nur noch einen Moment.« Sie wandte den Blick zum Himmel. »Die Wolke müsste gleich weg sein. Ich will nur kurz das Wasserspiel im Sonnenschein beobachten.«

»Glaubst du wirklich, dass du damit durchkommst?« Emmas Augen funkelten. Dann drehte sie sich um und ging wortlos davon.

»Meine Schuhe!«, rief sie ihr noch hinterher, aber Emma trug sie wie eine Trophäe ins Haus.

Ida schob ihren langen Rock nach oben und ließ sich auf die kühlen Planken des Stegs fallen. Auch wenn sie um das Gespräch mit ihrem Vater nicht herumkommen würde, war sie erleichtert, sich wenigstens einen kleinen Aufschub ergaunert zu haben. Sie wusste ja, was er ihr zu sagen hatte, und sie wusste auch, dass sie ihn wieder enttäuschen würde.

Während sie auf die Strahlen der Frühjahrs Sonne wartete, drangen aus dem Musikzimmer leise Töne. Ida wandte sich zum Haus und sah, dass das Fenster zum Garten offen stand. Lilla musste es geöffnet haben, denn nicht einmal ihre Mutter konnte die Tonleitern in so rasantem Tempo spielen wie ihre jüngste Schwester. Sie lauschte deren immer schneller werdendem Spiel, bis ein lauter, scheußlich klingender Akkord es abrupt beendete.

Erst jetzt merkte sie, dass sie am ganzen Körper zitterte. Die Wolke hatte sich noch immer nicht verzogen, und im

Schatten war es kalt geworden. Wenn sie sich nicht erkälten wollte, musste sie schnell ins Haus. Stattdessen aber zog sie nur die Beine dichter an ihren Körper und vergrub ihre nackten Füße unter ihrem Rock.

»Ida!«

Den schneidenden Ton kannte sie nur zu gut. Jedes Mal, wenn sie ihn hörte, wunderte sie sich, dass er das Leben nicht wenigstens für einen kurzen Moment zum Stillstand brachte. Aber die Schwäne schwammen ungerührt am Schilf entlang, und über ihr kreisten einige Möwen. Mit einem Gefühl tiefer Ungerechtigkeit ging sie langsam zum Haus.

Wie ein Mahnmal stand ihr Vater vor dem Eingang zur Veranda und erwartete sie bereits. Wortlos hielt er ihr die Schuhe hin und rührte sich nicht von der Stelle, bis sie ihre Stiefel zugeschnürt hatte. Ida lächelte zaghaft, aber sie wagte nicht, etwas zu sagen. Dabei hätte sie ihm gern erzählt, wie anders das Wasser heute ausgesehen hatte, viel klarer als vor ein paar Tagen.

Im Salon war es angenehm warm, und beim Anblick des lodernden Kaminfeuers dachte sie kurz an ihren Zeichenblock, der auf dem Schreibtisch in ihrem Zimmer lag und den sie nach dem Gespräch unbedingt würde holen müssen, um die züngelnden Flammen aufs Papier zu bannen. Aber noch ehe sie sich genauer überlegen konnte, wie sie es anstellen sollte, das Knistern und Flackern zu zeichnen, kam ihr Vater auch schon zur Sache.

»Ich habe mit Fräulein Stolz gesprochen«, sagte er, nachdem er in einem der beiden hohen Ohrensessel Platz genommen hatte, zwischen denen ein kleiner Spieltisch stand. »Sie wäre bereit, dich noch im Mai in ihre Klasse aufzunehmen.«

»Im Mai?«, fragte Ida entsetzt.

»Emma würde dir bis dahin helfen, den versäumten Unterricht nachzuholen.«

»Das ist unmöglich«, entfuhr es ihr.

»Aha.« Oskar Grotjahn strich sich über seinen frisch gestutzten Bart. »Das geht also nicht.«

»Nein, Vater, nein, das ist ganz und gar unmöglich. Herr Vogel will mich doch empfangen. Darüber haben wir gesprochen.«

»Herr Vogel«, wiederholte ihr Vater ruhig und beobachtete seine Tochter, die unentwegt ihren Rock glatt strich.

»Das kannst du doch nicht vergessen haben? Balthasar Vogel, der Maler, der mir vielleicht Zeichenunterricht geben will.«

»Natürlich, der berühmte Herr Vogel, wie konnte mir das nur entfallen sein.« Er schlug sich theatralisch an die Stirn.

»Das Künstlergenie. Wie konnte ich nur vergessen, dass sich der weltberühmte Balthasar Vogel die belanglosen Zeichnungen meiner Tochter ansehen will.«

»Vater!« Ida schluckte.

»Du weißt genau, wie ich dazu stehe, Ida. Ich werde es nicht zulassen, dass du deine wertvolle Zeit mit diesen unnützen Schmierereien vergeudest. Du hast jetzt die höhere Schule abgeschlossen und dort genügend Mal- und Zeichenstunden gehabt. In zwei, drei Jahren heiratest du, und bis dahin solltest du das Einmaleins einer ordentlichen Haushaltsführung gelernt haben. Nimm dir ein Beispiel an Emma, sie wird bald die Ehefrau eines anständigen Stralsunder Brauereibesitzers. Was glaubst du denn, was dein zukünftiger Bräutigam sagen wird, wenn er erfährt, dass du noch nicht einmal einen Rocksaum umnähen kannst.«



»Ich habe keinen Bräutigam«, erwiderte Ida ruhig. Aber wie immer, wenn er von »ihrem Bräutigam« sprach, konnte sie ein Lächeln nicht unterdrücken.

»Ich würde wirklich gerne wissen, was du daran so komisch findest«, entgegnete ihr Vater scharf.

»Nichts, Vater, wirklich, gar nichts.« Ida hatte Mühe, sich zu beherrschen, um nicht loszukichern wie ein Schulmädchen. Ein Bräutigam! Die Vorstellung, einem Mann die Socken zu stopfen, fand sie absurd.

»Ida.« Er erhob erneut die Stimme. »Wie oft soll ich mit dir denn noch dieses Gespräch führen. Du bist jetzt achtzehn Jahre alt, früher oder später wirst du heiraten, oder glaubst du, ich kann es mir leisten, dich bis an dein Lebensende durchzufüttern?«

»Aber Vater, natürlich nicht. Ich werde nur nicht die Haushaltsschule von Fräulein Stolz besuchen.« Sie hatte sich jetzt wieder im Griff und wunderte sich selbst ein wenig darüber, wie entschieden sie sich diesmal angehört hatte.

Oskar Grotjahn schluckte. Die Entschlossenheit in ihrem Gesicht erfüllte ihn mit Sorge. Ida erinnerte ihn an seinen Vater, den er noch im Alter gefürchtet hatte. Mit zusammengekniffenen Augen, als würde er hoffen, sie auf diese Weise besser durchschauen zu können, musterte er seine Tochter. Doch einmal mehr fiel es ihm schwer, sich in ihr wiederzuerkennen. Die blauen Augen ähnelten noch am ehesten seinen eigenen, ansonsten schien sie vor allem nach ihrer Mutter zu kommen. Das dunkle Haar, das sie für seinen Geschmack viel zu locker zu einem Zopf gebunden trug, die hohen Wangenknochen, die ihrem Gesicht schon jetzt eine feine Eleganz verliehen, der geschwungene Mund mit den vollen Lippen, aus denen die Lebenslust sprach, all das hatte mit ihm nicht viel zu tun.

»Und wer, glaubst du, zahlt dir den Zeichenunterricht bei diesem Herrn Meistermaler Vogel?«

Ida überlegte kurz. »Ich könnte ja in der Fabrik arbeiten.«

»Arbeiten in der Fabrik.« Die Vorstellung amüsierte ihren Vater. »Ich würde wirklich zu gerne wissen, wer dir nur alle diese Flausen in den Kopf gesetzt hat.«

»Du musst den Läufer ziehen.« Johanna, Idas sechzehnjährige Schwester, war von beiden unbemerkt in den Salon gekommen und stand nun hinter ihnen, den Blick auf den Spieltisch mit den Schachfiguren gerichtet.

»Ach, Johanna, was für eine Wohltat.« Oskar Grotjahn legte seinen Arm um die schmalen Hüften seiner Zweitjüngsten und zog sie näher zu sich. »Was für ein kluges Mädchen du doch bist. Kannst du mir verraten, warum deine Schwester so aus der Art schlägt?«

Johanna verzog keine Miene. Die ständigen Streitereien zwischen den beiden interessierten sie schon lange nicht mehr. Sie verstand Ida einfach nicht.

»Ida, Ida, Ida.« Ratlos schüttelte er den Kopf, doch Johannas Bemerkung hatte ihn abgelenkt. Sein Blick blieb auf dem Schachbrett hängen, während er nachdenklich seinen Bart rieb.

Ida beobachtete ihn verunsichert. »Kann ich?«

»Jaja«, sagte Oskar Grotjahn, »geh jetzt. Wir sprechen uns noch.«

Als Ida kurz darauf den Salon verließ und in ihr Zimmer hinaufging, war ihr die Lust am Zeichnen erst einmal vergangen. Der Streit mit ihrem Vater zehrte mehr an ihr, als sie gedacht hatte. Erschöpft blickte sie aus dem Fenster. Direkt vor ihr lag der Knieper Teich. Doch während sein Anblick ihr vorher noch alles bedeutet hatte, schien er nun nichts weiter als ein trübes, langweiliges Gewässer zu sein.

Sie erkannte das Stück sofort. Mit dem ersten Akkord hatte sie es erkannt und gewusst, dass ihre Mutter es nur für sie spielte. Schon als sie noch ein kleines Kind war, hatte sie es gespielt, um sie zu trösten. Leise summte Ida die Melodie mit, diese sanfte Musik, die erst so unscheinbar in der Luft schwebt, bis sie sich immer lauter erhebt, um schließlich zaghaft zu verebben. Ida stellte sich ihre Mutter vor, wie sie an dem schwarzen Flügel im Klavierzimmer saß, dem Flügel, den ihr Großvater eigenhändig gebaut hatte und der den Grundstein gelegt hatte für seine erfolgreiche Pianofortefabrik, wie sie dort mit geschlossenen Augen saß, ganz versunken in Chopins Nocturne. Ida glaubte, dass es ihre Art war, ihr mitzuteilen, dass sie sie verstand.

Mit dem Spiel ihrer Mutter kehrte Idas Mut langsam zurück. Sie öffnete ihren Schrank und griff nach einem der Magazine, die sie hütete wie einen Schatz. Ordentlich nach Erscheinungsdatum sortiert, lag dort *Die neue deutsche Rundschau*, eine Zeitschrift, die sich ihre Mutter aus Berlin kommen ließ und die für Ida mehr war als nur ein Bote aus einer fernen Welt. Drei Jahre war es her, dass sie zum ersten Mal eines der Hefte in Händen gehalten hatte, und schon beim Lesen des ersten Artikels über einen Dichter, dessen Namen sie zuvor noch nie gehört hatte, hatte sie gespürt, dass darin etwas enthalten war, was sie zutiefst berührte. Damals konnte sie noch nicht sagen, was es war, aber im Lauf der Jahre hatte sich ihr Interesse mehr und mehr auf die Kunst gerichtet, und seitdem las sie jeden noch so kleinen Artikel über eine Ausstellungseröff-

nung, als würde es sich dabei um eine Offenbarung handeln.

Es gab kaum ein Kunstwerk, das in diesen drei Jahren abgedruckt worden war, das sie nicht aus dem Kopf hätte nachmalen können, pompöse, mit allerlei Pracht und Prunk verzierte Kaiserkrönungen ebenso wie wollüstige Salonszenarien mit nackten, sich auf samtene Chaiselongues räkelnden Damen. Mit Hingabe hatte sie Detail für Detail dieser großen Gemälde studiert und versucht sie zu kopieren. Und vielleicht hätte sie sich damit sogar zufriedengegeben, vielleicht hätte es ihr genügt, die Malerei als einen Zeitvertreib zu sehen, der ihr dabei half, an einer prächtigeren und größeren Welt teilzuhaben als an der, die sie aus Stralsund kannte, wenn ihr Blick nicht vor einem Jahr auf ein Bild gefallen wäre, das sie seitdem fesselte wie kein anderes.

Mit der Feierlichkeit eines alten Rituals legte sie das abgegriffene Heft auf ihren Schreibtisch und blätterte es Seite für Seite langsam um – »Mondschein liegt um Meer und Land dämmerig gebreitet; in den weißen Dünensand Well' auf Welle gleitet«. Wie immer las sie zuerst Gerhart Hauptmanns »Mondscheinlerche« auf Seite drei, bevor sie sich der Strecke mit den Modezeichnungen widmete, die im Gegensatz zu den schweren Kleidern, die sie täglich an den Stralsunder Frauen sah, frisch und leicht wirkten. Ida überblätterte die Kritik einer Uraufführung an der Hofoper Unter den Linden, die ihre Mutter ebenso rot angestrichen hatte wie den Bericht über eine Wagner-Inszenierung in München, bevor sie schließlich zu der Seite kam, die den Beginn ihrer Sehnsucht markierte.

Behutsam strich sie über das aufgrund des einfachen Drucks längst braunstichig gewordene Bild von Feldarbei-

terinnen, das so anders war als alle Bilder, die sie bis dahin gesehen hatte. Es hatte nichts von dem übertriebenen Pathos eines Hofzeremoniells, nichts von der gekünstelten Lebendigkeit einer in einem Traubenmeer badenden Schönheit, es war so schlicht, dass sie es beim ersten Mal sogar beinahe übersehen hätte. Ein bis zum Horizont sich erstreckender Acker, vier gebückte Arbeiterinnen, mit zerfurchten und ernsten Gesichtern, und dazwischen zarte, sich durch die aufgelockerte Erde drängende junge Pflänzchen. Wie viel Gefühl darin lag, wie viel Sinn für das Wesentliche. Nie hätte Ida gewagt, dieses Bild wie die anderen nachzumalen. Zu groß war ihre Ehrfurcht vor dem Künstler, der, wie sie glaubte, sich seiner Kunst mit Leib und Seele verschrieben haben musste. Und nie hatte sich Ida so verstanden gefühlt wie bei ihrer ersten Begegnung mit diesem Bild, das so ungekünstelt und ehrlich war. Seitdem war es ihr Trost und Ansporn zugleich. Denn nichts auf der Welt hatte bis dahin ihr Innerstes mehr berührt, und nichts wollte sie sehnlicher, als ebenfalls eine Sprache zu finden für ihre wahrhaftigsten Gefühle.

Vater kann mich nicht zwingen, auf diese Schule zu gehen, sagte sie sich energisch, während sie eine weitere Seite umblätterte und ihr Blick auf dem Porträt des Künstlers haften blieb. Er hieß Herbert Klausen, hatte ein schmales, langes, wie Ida fand, edles Gesicht mit einem sorgfältig gestutzten Backenbart und kräftiges, nach hinten gekämmtes Haar und sah ebenso selbstbewusst wie nachdenklich aus. Ida hatte schon oft die wenigen Zeilen gelesen, die dort über ihn geschrieben standen. Sie wusste daher, dass er als einer der wichtigsten Vertreter einer neuen deutschen Kunstrichtung galt und dass er sich in Berlin mit seiner Kunst nicht nur Freunde gemacht hatte. Einer wie er, dachte sie, der mit ganz

eigenen Vorstellungen auf die Welt zu blicken schien, wäre bestimmt nicht so ängstlich wie sie. »Was soll ich bloß machen?«, flüsterte sie seinem Porträt flehentlich zu, aber wie immer sprach aus seinen Augen nur eine stumme Mischung aus Melancholie und Provokation. Ida starrte nachdenklich ins Leere. Während sie erneut dem Spiel ihrer Mutter lauschte, geisterte nur ein einziger Satz durch ihren Kopf: Ich gehe auf keinen Fall zu Fräulein Stolz.

Als der letzte Ton verklungen und es wieder still war im Haus und Ida erneut aus dem Fenster sah, stellte sie mit Erstaunen fest, dass der Teich plötzlich im Sonnenschein glänzte. Für einen kurzen Moment streifte ihr Blick noch einmal das Bild der Feldarbeiterinnen, als müsste sie sich ihrer Wirkung auf sie noch einmal versichern, bevor sie das Heft zurück an seinen Platz legte. Dann band sie ihre Haare neu, setzte einen kleinen Hut auf, steckte einen Zeichenblock unter ihren Mantel und ließ zwei Kohlestifte in ihren Taschen verschwinden.

Als sie aus dem Haus trat, hielt gerade eine Droschke vor einer entfernt stehenden Nachbarvilla, ansonsten war die Teichstraße wie so oft menschenleer. Erst auf dem Knieper Damm begegnete ihr eine Gruppe junger fröhlicher Mädchen. Ida kannte sie und wollte schon grüßen, aber die Mädchen gingen ausgelassen schwatzend an ihr vorüber, ohne sie eines Blickes zu würdigen. Verwundert sah Ida ihnen hinterher. Nicht, dass sie gerne mit ihnen gegangen wäre, aber das Gefühl, ausgeschlossen zu sein, versetzte ihr einen kurzen, heftigen Stich.

Je näher Ida dem Stadtkern kam, desto lauter wurde es. Dicht an dicht standen die Giebelhäuser, von deren Wänden das Geklapper der Pferdehufe und Droschkenräder widerhallte. Ihr Blick streifte die Auslage der Bäckerei Her-

mann Korn, in dessen Schaufenster eine bis zur Hälfte abgetragene Brotpyramide lag, und Schuhmacher Bruhn hatte neben halbfertige Schuhe und unbenutzte Sohlen braune und schwarze Schnürsenkel gelegt. In der engen Gasse war es an diesem Apriltag 1896 fast so belebt wie zur frühen Morgenstunde am Hafen, und Ida presste ihren Zeichenblock an sich und beschleunigte ihren Schritt, als würde sie fürchten, jemand würde sie erkennen und abführen wie eine Verbrecherin und auf direktem Weg zu Fräulein Stolz bringen.

Als sie in der Heiliggeiststraße auf einer der Häuserwände in großen Buchstaben ihren Familiennamen prangen sah, zuckte sie zusammen. Obwohl sie schon unzählige Male dort entlanggegangen war, konnte sie sich nicht daran gewöhnen, ihren Namen, der zu ihr gehörte wie ihre geheimsten Wünsche, vor aller Augen ausgebreitet zu sehen. Mit den Jahren war das einst leuchtende Weiß ausgebleicht und schmutzig geworden, aber die Farbe hatte noch immer genügend Kraft, um sich deutlich von der rötlich schimmern- den Backsteinfassade abzuheben. »Pianofortefabrik Grot- jahn & Söhne« stand dort, und für einen Moment zögerte Ida, ob sie nicht hineingehen und ihren Onkel Fritz nach Arbeit fragen sollte. Aber die Vorstellung, dass sie wie alle anderen Arbeiterinnen an einer der Werkbänke stehen würde, erschien ihr nun fast ebenso lächerlich wie vorher ihrem Vater.

»Na, Ida, ganz allein unterwegs?«

Erschrocken drehte sie sich um. Vor ihr stand Anselm Prel- ler, Emmas Verlobter, der sich zu ihr hinunterbeugte und seinen schweren Arm auf ihre Schultern legte.

»Ein so hübsches Mädchen wie du sollte in Gesellschaft sein«, sagte er lachend und bleckte dabei seine gelbgefärb-

ten Zähne. Wie immer roch er nach Bier, und Ida wich unwillkürlich einen Schritt zurück, aber er hielt sie weiterhin fest, fast so, als würde sie wie selbstverständlich zu ihm gehören. »So wie diese junge Dame da, die macht's richtig.« Er zeigte auf eine hochschwängere Frau, kaum älter als Ida, die mit einem kleinen Mädchen an der einen und einem Jungen an der anderen Hand die Straße entlangging.

Ida versuchte zu lächeln, aber innerlich schauderte es sie.

»Emma meint, dass du ganz schön aufsässig bist. Sie findet dein Verhalten reichlich ungebührlich. Du scheinst ja richtig besessen zu sein von deiner Malerei. Ida, Ida.« Er musterte sie kopfschüttelnd. »Wo soll das denn hinführen?«

»Ich habe gehört, es soll noch Schwierigkeiten wegen der Hochzeit geben? Der Dampfer?«

»Ach, der Dampfer kann mir mal gestohlen bleiben. Sollen doch die Tietzes dort ihre Hochzeit feiern, ich war ohnehin von Anfang an für den Brauereikeller. Sag mir lieber, wann wir deine Hochzeit feiern?«

Ida zuckte mit den Schultern. »Du wirst es dann sicherlich rechtzeitig erfahren«, sagte sie trocken, während sie erneut versuchte, sich, ohne unhöflich zu sein, aus seiner Umklammerung zu winden.

»Weißt du eigentlich, dass halb Stralsund ein Auge auf dich geworfen hat? Seit bekannt ist, dass ich bei den Grotjahns einheirate, werde ich fast täglich von irgend so einem Tölpel belästigt, der mich anfleht, dass ich ihn dir einmal vorstelle. Ich geb ja zu, viele sind nicht dabei, die in Frage kämen, aber du wirst ja wohl nicht als alte Jungfer enden wollen.«

»Ach, Anselm.« Ida lachte. »Sei mir nicht böse, aber ich muss weiter.«

»Glaubst wohl, du bist was Besseres, was?«



»Nein, das glaube ich nicht«, antwortete sie energisch.

»Dann benimm dich«, entgegnete er barsch.

Ida sah ihn verblüfft an. In diesem Ton hatte er noch nie mit ihr gesprochen. »Ich denke nicht, dass dich das etwas angeht«, sagte sie nach kurzem Zögern und bemühte sich, ruhig zu bleiben.

»Als dein zukünftiger Schwager will ich doch nur dein Bestes«, meinte er versöhnlich, während er erneut seinen Arm um ihre Schultern legte.

»Ich muss jetzt wirklich los.« Ida wand sich ruckartig aus seiner Umarmung.

»Ist ja gut, ich hab verstanden.« Er bleckte wieder die Zähne. »Aber dass du mir keinen Ärger machst. Meinst du, ich hätte nicht bemerkt, dass du unter deinem Mantel deinen Zeichenblock verbirgst?«

Als sie sich einige Schritte entfernt hatte, atmete sie tief durch. Seine aufdringliche Art nahm ihr jedes Mal fast die Luft. Sie verstand nicht, wie Emma in seiner Gegenwart überhaupt einen Platz für sich finden konnte. Mit verschränkten Armen, als müsste sie sich auch jetzt noch vor seinem Zugriff schützen, ging sie zum Hafen.

Dort, wo im Sommer der Dampfer mit den Sonntagsausflüglern nach Hiddensee abfuhr und jetzt Fischerboote lagen, setzte sie sich an den Kai und ließ ihre Beine über dem ruhigen Wasser baumeln. Um sie herum herrschte kaum noch Betrieb. Die meisten Arbeiter und Fischer hatten sich im Seemannsheim versammelt, einer verräucherten Gaststätte, die direkt neben dem Mohrschen Kaufmannsladen lag und in der ab dem frühen Nachmittag das Bier in Strömen floss. Ida holte den Zeichenblock unter ihrem Mantel hervor und griff nach den Stiften in ihrer Tasche. Schon oft hatte sie hier gegessen, und es war beileibe nicht so, dass sie

nicht aufgefallen wäre, aber die verständnislosen Blicke, die sie von den Hafenarbeitern erntete, trafen sie weniger als die verächtlichen Bemerkungen ihres Vaters.

Über ihr hingen dicke weiße Wolken, scheinbar zum Greifen nah und so weich, dass Ida sich mit ihnen am liebsten umhüllt hätte. Je weiter sie ihren Blick über den zarthellen Frühjahrshimmel schweifen ließ, desto flüchtiger wurden sie, bis von ihnen nur noch eine vage Ahnung am dunstigen Horizont zurückblieb. Ida versuchte zu zeichnen, was sie sah, aber der Himmel auf dem weißen Papier glich in ihren Augen eher einer leblosen Wand als einem sanften Naturschauspiel. Sie zerknüllte das Blatt und warf es achtlos neben sich.

Ich muss dringend Unterricht nehmen, wenn ich malen will wie Herbert Klausen, dachte sie und setzte die ersten Striche auf ein frisches Blatt Papier. Wenn Vater das sieht, sie schüttelte den Kopf. Er wird niemals die Stunden bei Herrn Vogel finanzieren. Vorsichtig rieb sie über das Papier, so dass aus den plumpen Strichen ein nebliger Schleier entstand, der am oberen Bildrand hing wie eine bedrohliche Gewitterfront. Ida stöhnte. So funktionierte das nicht. Sie zeichnete und rieb und machte damit alles nur noch schlimmer. Aus dem freundlichen Himmel über ihr war endgültig ein düsteres Chaos geworden. Erneut zerknüllte sie das Papier. Aber auch der nächste Versuch scheiterte, und als sie das fünfte Blatt zerknüllt hatte, zeichnete sie aus dem Kopf ihre kleine Schwester Lilla. Das tat sie immer, wenn sie nicht weiterkam, und so war im Lauf der Zeit eine beachtliche Porträtserie entstanden, die sie wie einen Schatz hütete.

Ihre zwölfjährige Schwester war für sie schon immer ein Lichtblick gewesen. Deren kindlich unschuldiges Wesen, deren unbekümmerte Frechheit ließen sie hoffen, dass sie es schaffen konnte, ein anderes Leben als das für sie vorge-

sehene zu führen. Haushalt, schoss es ihr durch den Kopf. Lieber sterbe ich, als dass ich mich wie Emma füge. Sie warf noch einen letzten Blick auf Lillas Porträt, und einmal mehr war sie fest entschlossen, sich dem Wunsch ihres Vaters nicht zu unterwerfen. Ich muss einfach nur besser werden, dachte sie, ich muss zu Herrn Vogel, ich muss unbedingt zu Herrn Vogel.

### 3

Vorsichtig öffnete Ida die Tür zum Musikzimmer. Ihre Mutter saß am Flügel und übte ein Stück, das Ida noch nie zuvor gehört hatte.

»Stör ich?«

Ruckartig wandte sich Bertha Grotjahn ihr zu. Sie war ganz versunken gewesen in ihr Spiel und musste erst den Schreck verwinden, bevor sie ihrer Tochter freundlich zunicken konnte.

»Komm, setz dich neben mich.« Sie rutschte etwas zur Seite, so dass Ida auf der breiten Klavierbank Platz fand.

»Weißt du noch, wie wir früher immer vierhändig Bach gespielt haben?«

Ida nickte.

»Lass es uns doch noch mal versuchen. Ich vermisse unsere gemeinsamen Musikstunden.«

»Ach, Mutter.« Ida seufzte. »Ich weiß doch gar nicht mehr, wie das geht.«

»Na, na, na.« Bertha Grotjahn lächelte ihrer Tochter aufmunternd zu. »Das glaub ich nicht. Du wirst sehen,

deine Finger werden ganz allein die richtigen Tasten finden. Außerdem bist du doch sonst auch nicht so ängstlich.«

»Ich wollte eigentlich mit dir reden«, sagte Ida.

»Wegen Vater?«

»Auch. Es ist«, sie zögerte kurz, »ich könnte doch vielleicht von Herrn Vogel Zeichenunterricht bekommen, aber Vater ...«

»Ich weiß«, unterbrach ihre Mutter sie rasch. »Lass uns erst spielen, dann sehen wir weiter.«

»Mutter, bitte, es ist wichtig«, protestierte Ida, aber Bertha Grotjahn kannte in dieser Hinsicht kein Erbarmen. Die Musik war seit langem das Wichtigste in ihrem Leben, und sie konnte ganze Tage am Flügel verbringen, die sie nur für die gemeinsamen Mittag- und Abendessen unterbrach, für deren Zubereitung Trude, die Köchin, zuständig war. Sie war eine gute Pianistin, aber nicht so gut, dass aus ihr eine große Musikerin geworden wäre, wenn sie mehr Möglichkeiten gehabt hätte, wie Ida insgeheim glaubte. Für Bertha Grotjahn war die Musik vor allem ein idealer Zufluchtsort, und seitdem klar war, dass sie ihrem Mann keinen Erben schenken würde, und in der Fabrik längst auch nicht mehr alles zum Besten stand, ließ sie sich nur ungern aus ihrem Paradies vertreiben.

Bertha stellte die Noten auf und schlug den ersten Ton an.

»Komm, so schwer ist es nicht.«

Ida wusste, dass sie keine Wahl hatte, wenn sie mit ihrer Mutter noch sprechen wollte. Und das wollte sie unbedingt, schließlich hoffte sie, bei ihr mehr Verständnis zu finden als bei ihrem Vater. Ungeübt, aber mit vielen Stunden Klavierunterricht in den Fingern, meisterte sie ihren Part besser, als sie gedacht hatte.